

Gerettet und gerächt

Autor(en): **Theinert, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **20 (1916)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gerettet und gerächt.

Nachdruck verboten.

Eine altvenezianische Geschichte von Alfred Theinert, Zürich.

Männer sind gefallen von meiner Hand — viele; das Zittern der Klinge, wenn sie eindringt in den Leib des Gegners, habe ich oft noch verspürt in meiner Rechten nach jenem ersten Mal, da ich den Schurken, den Marco Foscarelli, durchrannte hinterm Hause meines Vaters in Belluno. Aber der Waffengang, ausgefochten für Paolo und Cristina, im Garten Manins des Malers, fürwahr, das ist die beste Schwertarbeit gewesen, die ich je verrichtet.

Fünf Jahre hatte ich verlebt, ruhig und friedlich, in Venedig, da trug Girolamo Unruhe über meine Schwelle. Längst war ich bekannt geworden in der Stadt; Männer bogten meine Klingen, die Klingen Niccolos des Schwertfegers und Meisters der Fechtkunst, und schwuren, geschmeidige Schlangen steckten drin. Wie es Andrea von Belluno mich gelehrt, so schmiedete ich sie, und von Damaskus sind bessere nie gekommen.

Fünf Jahre also war ich in Venedig, als Girolamo meinen Weg kreuzte, er, ein Capello, der Sproß eines vornehmen Geschlechtes, wohlbewandert in Schlichen und Ränken und in den Künsten, den Weibern zu gefallen. Ein hübsches Gesicht und nie verlegen um schöne Worte, allzeit bereit, das Schwert zu ziehen, so Gelegenheit sich bot. Einer, der Freude zurücklassen kann auf seinen Pfaden oder Jammer. In mein Haus war er gekommen, daß ich ihn lehre den Gebrauch des Rapiers. Ein Spielzeug, das diese französischen Fechtmeister eingeführt haben. Ich liebe die breite Klinge, aber auch die dreikantige Nadel des Rapiers gehört zum Handwerk, und ich verstand's, sie zu gebrauchen.

So wurde denn Girolamo mein Schüler, und täglich suchte er mich auf. Bald aber merkte ich, warum er kam: Cristinas wegen, des Töchterleins meines Nachbarn Drio Zorzi. Fünfzehn Jahre alt war sie damals, jußt zur Jungfrau gereift, und ihre Schönheit im Munde aller Maler auf der Giudecca. Sie war das Licht und die Wärme meines Alters, und nicht oft ging ein Tag zur Raft, an dem sie nicht mir zu

Füßen gefessen, fröhlich plaudernd, wenn ich meine Arbeit getan. Ihr Vater war Witwer und ein vielbeschäftigter Mann. Seine Angelegenheiten brachten ihn des öftern bis nach Zara und weiter noch in die Levante. Wohl zufrieden war er's, daß ich und sein Kind gute Freunde geworden, daß sie bei mir sein konnte, wenn er, Drio, fort war auf Reisen, manchmal Wochen nacheinander. Stießen doch sein und mein Hof zusammen im Schatten der Kirche unserer Madonna der Beschützerin. Was ich schaffte mit dem Hämmern und Fegen der Klingen, das geschah in meiner Werkstatt drüben in Murano, und allabendlich, sobald die Strahlen der sinkenden Sonne anfangen, die Wasser der Chioggia zu vergolden, machte ich mich auf den Weg nach meinem Hause. Cristina war's gewohnt, mich zu erwarten an der Riva, und das Nachteffen stand bereit in der Laube, von der man hinüberschaut nach dem Lido. O, es tat meinen Augen gut, zu sehen, wie das hübsche Kind heranwuchs zur Jungfrau! Nie habe ich ihr nein sagen können, auch dann nicht, als sie mir erzählte von Paolo Steno und von dem, was er zu ihr geredet in Torcello am Tage Mariä Himmelfahrt.

Und warum auch? Die Jungfrau soll Weib, das Weib soll Mutter werden, so steht's geschrieben. Und wenn der Jüngling brav ist und ehrlich, von gutem Herzen und rechtem Willen, und das Mädchen einverstanden, sollte ich da widersprechen? Nicht etwa, daß meine Zustimmung viel helfen konnte zum ersehnten Glück. Vater Zorzi war ein stolzer und ein harter Mann und Paolo ein einfacher Bursch aus dem Volke, der nichts hatte, sich vorwärtszubringen, als seine Hand, geschickt im Schleifen kostbarer Gläser. Ich sah Sturmwetter heraufziehen von Anfang an, und als ich zu Drio sprach über die Sache, da hörte er mich zu Ende, nur unserer alten Freundschaft zuliebe.

„Und so redest du zu mir,“ rief er, als ich schwieg, „du, Niccolo, mein Freund und Nachbar? Was? Cristina einen Lummel freien, der nichts ist, der nichts hat,

der Glasperlen reißt an Schnüre? Ihm meine Tochter, die Tochter Drio Zorzis, zum Weibe geben? Das schönste Mädchen in Venedig, das Mädchen, dessen Schoß ich füllen kann zur Mitgift zehnmal mit Zecchinen? Madonna mia, was schwagest du!"

Anderes noch sprach er; Worte ließ er fallen vom Kloster San Clemente und daß er zu den Schwestern dort die Tochter schicken wolle. Ich mochte nicht streiten mit ihm, mochte nicht versuchen, seinen Sinn zu ändern im ersten Aufwallen seines Zornes. Dem Paolo solle ich mein Haus verschließen, verlangte er, und als ich das versprach, ihn milderen Denkens zu machen, da weinte ich im Herzen für meine kleine Turteltaube.

Aber, o wie schlau sind doch die Weiber, wie rasch, das Urheil zu gewahren und zu wenden in Liebessachen!

„Niccolo,“ klagte Cristina am Abend selbigen Tages, als wir zusammen in der Laube saßen nach hergebrachter Gewohnheit, „lieber Niccolo, was soll ich tun, was kann ich tun ohne ihn?“

„Wer weiß,“ versuchte ich zu trösten, „was die Zeit bringt! Männer habe ich gekannt, härter als dein Vater, und haben doch nachgegeben, ehe ein Monat vergangen. Vielleicht vor dem Feste noch, mein Püppchen, tanzezt du mit Paolo in Torcello!“

Nachdenklich schwieg sie eine Weile, dann aber hob sie wieder an: „Niccolo, du kennst ja die Werkstatt Lorenzo Stenos in der Stadt drüben, die Werkstatt von Paolos Bruder?“

„Gewiß, stehen sie doch nahe beieinander, seine Werkstatt und meine.“

„Und, Niccolo . . . du weißt es, daß jeden Morgen nach der Frühmesse Paolo zum Bruder geht, bei dessen Arbeit ihm zu helfen eine Stunde?“

„Freilich, Kind, weiß ich's. Selten ein Tag, daß ich nicht Worte wechsle mit ihm, wenn er des Weges zieht.“

„Und hierher darf er nicht kommen, wenn die Arbeit des Tages getan?“

„Jetzt nicht, kleine Freundin, jetzt nicht — deinem Vater hab ich's versprochen — aber später wieder, später vielleicht!“

Da brachte sie ihr frisches glattes

Köpfchen dicht an mein verrunzeltes Gesicht. „Niccolo, könnte ich dich besuchen,“ schmeichelte sie, „wenn du schmiedest in der Morgenstunde? Lieber guter Niccolo, wende dich nicht ab! O, sprich, daß ich kommen darf, und ich will für dich beten jeden Tag, lieber süßer Niccolo!“

Was war da zu machen? Ich mußte kapitulieren. Nach jenem Abend kam sie, wenn der Vater auf Reisen war, in meiner Gondel täglich mit nach Murano für ein Stündchen, und ich freute mich ihres Glückes und des Glückes des braven Jünglings, den sie zum Liebhaber sich erkoren. Ein seligeres Pärchen hat's damals keines gegeben in Venedig. Aber dann kam Girolamo in mein Haus, und von Stund an bleichten Cristinas Wangen, und die Ringe unter ihren Augen wurden dunkler und dunkler.

„Better Niccolo“ — wie sie manchmal mich nannte — klagte Cristina eines Abends, „du hast mich lieb und erlaubst doch dem Girolamo, dein Haus zu betreten!“

„Warum sollte ich nicht, Kind?“ fragte ich. „Er kommt, seine Klinge zu kreuzen mit der meinen. Was macht das dir?“

„Er hat mich vom Vater zum Weibe begehrt,“ schluchzte sie. Ihr Köpfchen sank auf meine Knie, wie Bächlein flossen die Tränen, und kein Wort wußte ich zu finden, sie zu trösten.

„Und weißt du, welchen Bescheid der Vater gegeben?“ fragte ich endlich.

„O, Niccolo, Niccolo, ich weiß es! Nicht wiederholen kann ich's Wort um Wort, was er gesprochen, aber zum Manne soll ich Girolamo nehmen auf Lichtmeß!“

Ich hatt' es gefürchtet. In dieser unserer Republik gilt ein alter Name mehr als Tüchtigkeit und Verdienst. Girolamo war ein Capello, ein großer Herr unter den Serenissimi. Warum hätte ihn Drio nicht vorziehen sollen dem einfachen Glaskleifer?

„Du liebes Kind,“ sagte ich, sie an mich ziehend, „noch sind's drei Monate bis Lichtmeß, und drei Monate, das ist eine lange Zeit; noch mancherlei kann sich ereignen bis dahin. Und jeden Tag sollst du Paolo sehen, das verspreche ich dir!“

„Und du wirst ihn beschützen?“ fragte sie.

„Wie sollte er meines Schutzes bedürfen?“ gab ich zurück.

„Girolamo hat geschworen, ihn zu töten!“ jammerte sie. „O Niccolo, lieber guter Niccolo, du weißt, daß Girolamo fechten kann! Gewiß, gewiß, Paolo wird fallen durch seine Hand!“

„Du Närrin!“ antwortete ich. „Hast du vergessen, daß der, den du liebst, mir gegenüber gestanden hat, mir, dem ersten Fechtmeister Benedigs, und daß er alles gelernt, alles, sage ich dir, was ich ihn lehren konnte? Hast du vergessen, daß ich selber seine Klinge geschmiedet? Keine bessere, keine treuere gibt's diesseits und jenseits der Lagune und kein rascheres Auge, keine sicherere Hand als Paolos. Wer sollte ihn töten? Girolamo, der Geck, Girolamo, der Harlekin? Corpo di Baccho, den könnte ich meistern mit meinem Stoße!“

So redete ich und anderes noch, und sie wurde ruhiger.

Am nächsten Morgen kam sie nicht mit zur Schmiede, am Abend aber, als die niedersteigende Sonne die Segel der Felufen rötete und die Wasser der Lagune ausfahen wie Blut, da rief sie mich an bei meiner Heimkehr, noch ehe die Gondel die Treppe erreicht hatte.

„Niccolo,“ schrie sie, „sie haben ihn getötet! O Paolo, mein Paolo! Ich habe ihn gesehen; im Garten Manins, des Malers, liegt er. Ich habe seinen blutenden Leib gesehen! Hörst du, Niccolo, hörst du? O Niccolo, der du sein Freund bist, du wirst ihn nicht sterben lassen!“

Mit solch wilden Worten im Munde rannte sie hin und her auf der Riva meines Gartens, und ich, vermeinend, sie sei erwacht aus schwerem Traume, geleitete sie zur Laube.

„Was hast du, Cristina?“ fragte ich. „Du redest irre!“

„O Niccolo, Niccolo,“ schluchzte sie, „so, wie ich sage, so ist's! Mit diesen meinen Augen habe ich das Schreckliche geschaut. Vor einer Stunde ist er hingefahren; Manin wird ihn eingeladen haben; mir hat er nichts gesagt davon, aber meine Blicke sind ihm gefolgt vom höchsten Fenster unseres Hauses. Und dann hat Luigi mich zu Manins Gartenpforte gebracht in der Gondel. Niccolo, ich bin

Zeuge gewesen ihres Kampfes; ich habe Paolo fallen sehen zu Füßen Girolamos, des Elenden. O Paolo, Paolo, mein Geliebter!“

Was sollte ich tun? Ich schwieg. Ich nahm das Mädchen auf meine Arme und trug es zur Gondel. Stark schon dunkelte es, aber ich verweilte nicht, die Laterne zu holen. Ich gebot Michele, meinem Ruderer, zum Hause Manins zu lenken am Kanal Zittelle.

Vor dem bronzenen Gittertor richtete Cristina sich auf, und krampfhaft umspannte ihre Hand die meine.

„Siehst du die hohe Platane dort, Niccolo?“ rief sie. „Dort hat er gelegen, dort habe ich ihn gesehen, hingestreckt am Boden! O, meine Tränen machen mich blind!“

„Wolle die Madonna geben, daß du träumest, Kind!“ Damit sprang ich ans Land und schritt zur Pforte. Kein Licht sah ich im Hause; wie ausgestorben lag es vor mir. Alles still und öde; nur auf der Steinbank jenseits des Gitters brannte eine Laterne. Keine Antwort kam auf meinen Ruf, und zweimal zog ich das Seil der Glocke am Pfeiler und weckte das vielstimmige Echo über dem Wasser. Eine Weile verging, die ewig mich dünkte, bis endlich ein altes Weib, gelb und runzelig, mit wirrem Haar und bösem Blick, aus der Dämmerung in den Lichtschein humpelte. Die Laterne griff sie auf, und sie mir entgegensprechend fragte sie: „Wer da?“

„Gut Freund!“ gab ich zurück. Doch daß sie nicht mißverstehe meinen Willen, fuhr ich fort: „Und wenn du nicht öffnest, gute Dame, auf der Stelle, so wird's dich gereuen. Erdrosseln würd' ich dich, müßt' ich übers Gitter klettern, dich zu packen!“

Ein kurzes heiseres Lachen kam aus dem zahnlosen Munde. „Ach, Ihr seid's, Meister Niccolo! Wohl kenne ich Euch!“ sicherte sie. „Und ein Freund von Euch ist er gewesen! Heilige Mutter Gottes, daß Ihr mich finden müßt mit seinem Blut an meinen Händen!“

Sie schob den Riegel zurück und schwang den Torflügel zur Seite; ich aber drängte in den Garten und entriß ihr die Laterne.

„Wo sind deine Herren?“ fragte ich.

„Meine Herren? Was kümmern Euch die? Sind vielleicht gegangen, einen Priester zu holen, wer weiß! Ihr werdet ja nicht wollen, daß Euer Freund stirbt ohne die Tröstungen unserer heiligen Kirche!“

Offenbar war mir die Bosheit der grinsenden Hexe, und ich gebot ihr Schweigen. Eilenden Laufes kreuzte ich den Garten bis zu dem freien Rasenplatz um die Platane. Nichts sah ich dort auf den ersten Blick. Doch wie ich die Laterne einen Lichtkreis werfen ließ um den dicken Stamm des Baumes, da gewahrte ich drüben den Körper Paolos.

Halb zugedeckt war er mit dem roten Mantel, den er zu tragen pflegte, und liegen hätten sie ihn lassen, die Schurken, ich zweifle nicht, bis zur späten Nachtzeit, unbeachtet ihn versenken zu können in der Lagune. Weiß war sein Gesicht und mit Blut besudelt sein Gewand. Auf der Seite lag er, die linke Hand krampfhaft geballt über der durchstochenen Brust, der rechte Arm lang ausgestreckt mit weit gespreizten Fingern.

„Mit dir ist's vorbei, Paolo,“ murmelte ich, als ich niederkniete und das Wams aufriß über der Wunde. „Sie haben dich gemordet, mein Sohn, und Cristina muß

weinen. Arme kleine Cristina! Falsches Spiel ist getrieben worden hier; denn ich wüßte keinen, der dir, Paolo, hätte standhalten können in offenem ehrlichem Waffengange!“

Einen Fegen riß ich vom Ärmel meines Hemdes und rannte ans Ufer, das Linnen mit Wasser zu tränken und Michele zu rufen, mir zu helfen. Wir verbanden die Wunde; ein schwaches Lebensfunklein glimmte ja noch im Körper des Jünglings. Dann nahmen wir ihn auf, behutsam, und trugen die traurige Bürde zum Boote. Dort legten wir sie auf die Kissen.

Raum daß wir einbogen vom Zittelle in den Großen Kanal, da kam die schwere Gondel Manins uns entgegen mit drei Männern darin, deren einer Girolamo, wie ich erkannte. Getrunken hatten sie alle drei, ihre Zungen lallten, und Bläß hießen sie uns machen oder überrennen würden sie uns wie eine schwimmende Eierschale. Aber als das Licht ihrer Laterne auf mein Gesicht fiel und auf den hingestreckten Körper neben mir, da raunten sie einander ein paar Worte zu. Ihr Bootsmann wendete auf ein gegebenes Zeichen, und in der nächsten Minute war ihre Gondel verschwunden in der Finsternis der Nacht.

(Schluß folgt).

Dramatische Rundschau II.

Nachdruck verboten.

Zu der Aufführung von Corneilles Horace in Zürich.

Wenn bisher in der langen üppigen Friedenszeit ein Autor sich für seine Tragödien und Romane eine besondere Welt von lauter – gelinde gesagt – Neurotikern zusammenbraute, so waren wir entzückt über seinen „Realismus“. Wir lächelten dagegen überlegen ob den altväterischen Konflikten, in denen allzu edle Menschen im einfachen Bewußtsein ihrer Pflicht und im Gedanken an das Vaterland (Menschheit mußte es doch zum allermindesten heißen!) mit festem und ruhigem Willen den eigenen Vorteil und die innersten Wünsche aufopfernten. Allein in der furchtbaren Not, im grandiosen Heldennut unserer Tage, da haben auch die alten Schlagwörter der Soldatenehre, der Selbstaufopferung, des Heldentodes, die in den blechernen Fanfaren der Festreden längst ihre Kraft eingebüßt hatten, plöz-

lich wieder echten, ehernen Klang erhalten. Und aufs neue kommen die Völker, wie die Sieben Aufrechten Gottfried Kellers, nicht über die wunderbare Tatsache des Vaterlandes hinaus. Da betrachtet man auch manches Werk idealistischer Schriftstellerei, das man bisher als lebensunwahre Romantik oder als ein Gebilde bloß vernunftmäßig konstruierter Tugend verurteilte, mit andern Augen. Und dazu gehören in erster Linie die Werke des alten Corneille. Wenn heute seine Tragödie des Zweikampfes der Horatier und Curatier an unsern Augen oder noch besser an unserer Seele vorüberzieht, da drängt sich uns, wie mir scheint, eine dreifache Erkenntnis auf:

Wir erkennen auf einmal betreffen, daß dieser antike, aus Livius geschöpfte Stoff keineswegs eine historische Antiqui-